

# Demokratie braucht politische Kultur

Selbstbeschränkung, Gemeinsinn, Verantwortung: Alles Tugenden, die für eine Demokratie ebenso wichtig sind wie die Verfassung



Paul Widmer

Alle sind mit der berühmten Aussage von Ernst-Wolfgang Böckenförde einverstanden. Sie lautet: «Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann. Das ist das grosse Wagnis, das er, um der Freiheit willen, eingegangen ist.» In unserer Demokratie heisst das, der freiheitliche Staat kann nur bestehen, wenn die Bürger die Freiheit, die er ihnen gewährt, von innen heraus bejahen. Denn der Staat kann die Zustimmung, auf die er angewiesen ist, nicht erzwingen. Täte er es, würde er das zerstören, was er gerade gewähren will.

Dieser Einsicht kann man kaum widersprechen. Aber zu wenig oft wird gefragt, worin denn diese Voraussetzungen bestehen. Die Antwort ist einfach: in einer bestimmten politischen Kultur. Diese ist, zumindest bei uns, durch Freiheit, Gemeinsinn und Selbstbeschränkung gekennzeichnet. Wird diese Kultur von einer Mehrheit nicht mehr gelebt, kann auch unsere Demokratie nicht mehr gedeihen. Nach dem Ende

des Kalten Krieges gaben wir uns einer grossen Illusion hin. Wir glaubten damals, man könne überall in Europa funktionierende Demokratien errichten, man brauche einem Land nur die richtige Verfassung zu geben. Das war ein Irrtum. Wohl konnte man den jungen Demokratien perfekte demokratische Verfassungen überstülpen, aber diese mit dem entsprechenden Geist zu erfüllen, das war etwas anderes. Man kann eine politische Kultur nicht von einem Tag auf den andern schaffen.

Auch in unserer Gesellschaft ist der Schwund an Gemeinsinn mit Händen zu greifen. Freiwilliges Engagement und Eigenverantwortung nehmen stark ab. Gefragt ist heute nicht Eigenverantwortung, sondern eine hedonistische Städttekkultur, in der der Staat alle Wünsche subito erfüllen soll. Die Alt-68er, die sich so gern als Heroen der Freiheit feiern lassen, haben mit ihrem Kult der Selbstverwirklichung viel zur Aushöhlung des Gemeinsinns beigetragen. Geht es so weiter, könnte die Demokratie scheitern, weil die Voraussetzungen, auf denen sie beruht, brüchig geworden sind.

Was kann man dagegen tun? Es gibt wohl nur eines: Wir müssen die Quellen, aus denen unsere politische Kultur schöpft, wieder bewusster machen. Dazu gehören vornehmlich das Erbe des Christentums in seiner religiösen, aber auch in seiner säkularisierten Form, also in Aufklärung und Humanismus. Manchmal erleben wir den



Die Alt-68er haben mit ihrem Kult der Selbstverwirklichung viel zur Aushöhlung des Gemeinsinns beigetragen.

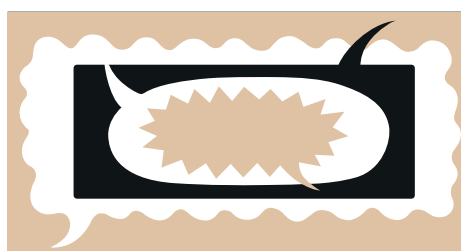
Traditionsbestand bewusst, etwa mit der Anrufung Gottes in der Präambel der Bundesverfassung, häufiger jedoch unbewusst mit zahllosen Riten und Bräuchen, die sich nur aus der westlichen Zivilisation erklären lassen, etwa dem arbeitsfreien Sonntag. Man muss nur kurze Zeit im arabischen Kulturkreis gelebt haben, um sich des Gewohnten bewusst zu werden. Dort ist nicht der Sonntag, sondern der Freitag arbeitsfrei.

Unsere direkte Demokratie ist ein anspruchsvolles Staatswesen. Sie verlangt viel vom Bürger. Alle müssen zum Erhalt der politischen Kultur beitragen. Das gilt auch für die Zuwanderer. In unserem Land darf es keine Spielwiesen mit Multikulti-Ghettos und segregierten Räumen geben. Wer hierher kommt und bleiben will, soll sich einfügen. Die meisten Zuwanderer haben dies getan, auch aus ferneren Kulturen, etwa die Tibeter oder die assyrischen Christen, die vor einer Generation zu Tausenden aus dem Südosten der Türkei in die Schweiz flohen. Sie haben sich assimiliert – und blieben trotzdem grossenteils ihrer aramäischen Sprache und syrisch-orthodoxen Konfession treu. Wer jedoch wie die Islamisten unsere politische Kultur ablehnt, möge das tun, aber nicht bei uns. Auch wir haben das Recht, den Fortbestand der Demokratie zu sichern, indem wir deren Voraussetzungen pflegen.

Paul Widmer ist Alt-Botschafter und lehrt heute an der Universität St. Gallen.



ILLUSTRATION CARL KOPP



Showdown  
Claudia Mäder

Der Osterhase sollte sich heuer gut verstecken. Gärten oder Balkone könnten sich eignen: Laut Wetterprognose darf man auf Schnee hoffen. Wenn der April dann macht, was der Herrgott will, und wenn sich der heilige Pankraz und die kalte Sophie im Mai ordentlich ins Zeug legen, kann der Osterhase bis Mitte Monat unter der weissen Decke in Sicherheit sitzen. Mit etwas Glück hält das Versteck bis zur Auffahrt oder gar bis Pfingsten, aber danach wird's wirklich brenzlich. Nicht weil dann heisse Feuerzungen auf die Erde herabsänken, sondern weil sich die christlichen Feiertage in dieser Zeit gefährlich häufen. Das muss unsere Jungsozialisten aufstacheln, denn ihnen sind all die Feste ein Dorn im Auge: Wann immer sie auftreten, möchten sie sie abschaffen, und den Osterhasen würden sie abschiessen, sobald sie nur könnten.

Sein Nest, die Kirche, ist nämlich ein Hort der Frauen\*feindlichkeit; auch queeren Menschen gegenüber zeichnet sie sich durch mangelndes Akzeptieren aus, und solch reaktionäres Gebaren soll man nun bitte nicht noch mit Feiertagen ehren. Wohlan! Aber warum nur so halbherzig? Wollen wir wirklich in einer Stadt leben, die jährlich die brutale Verbrennung einer Schneeperson\* begeht? In einem Kanton, der Knaben (!) offen zur Verwendung von Schusswaffen aufruft und ihnen dafür auch noch schulfrei gibt? In einem Land, das jeden Sommer einen mythischen Männerschwurbund zelebriert? Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern erreichen wir nie mit solchen Festen, und auch die geforderte Gleichbehandlung aller Religionen wird so weiss Gott nicht gefördert. In dieser Richtung, immerhin, könnte man schon heute etwas tun: Lasst uns ein Zeichen der Gleichberechtigung setzen und den Osterhasen unter einer Burka verstecken!

## Medienkritik

### Die Auferstehung des Journalismus



Peer Teuwsen

Unsere Branche, sie ist schrecklich. Am schlimmsten sind Preisverleihungen. Noch während die ausgezeichnete Kollegin auf der Bühne steht, um einen Check, eine Trophäe oder einfach ein Dankeschön entgegenzunehmen, rumort es unten im Publikum. Dort wetzen die lieben Kollegen schon ihre Mäuler, ob denn der oder die da oben das auch wirklich verdient habe.

Auch nicht schlecht sind Tagungen, die sich mit dem Zustand der Branche befassen, und davon gibt es unterdessen recht viele. Da kann man sich dann, in wunderbar gestalteten Powerpoint-Präsentationen, anhören, dass der Beruf, den man liebt, schon bald zur Hölle fahren wird.

Nun, der Journalismus ist kein Ort für Menschen, die es bequem haben wollen. Das soll er auch nicht sein. Der Journalist ist einer, der die Welt fortwährend am Abgrund sieht, weil er beruflich meist Situationen zu beschreiben hat, die nicht gerade lustig sind. Die Apokalypse ist sein Betätigungsfeld. Aber diese Charaktereigenschaft kommt uns, mitten in einem Epochenwandel des Journalismus, in die Quere. Wir sehen vor lauter Angst nicht



Die Journalisten sind heute viel besser ausgebildet als früher, sie beherrschen in der Regel ihr Handwerk.

mehr die Möglichkeiten. Es ist, als ob wir unseren eigenen Tod herbeisehnten.

Man kann diese Angst verstehen. Viele Verlage streichen ihre Redaktionen zusammen, quetschen die Journalisten in Grossraumbüros, kurz: Sie lassen jeden Respekt vor ihren Angestellten vermissen.

Aber es sei erlaubt, auch einmal ein paar Tatsachen zu nennen. Die Journalisten sind heute viel besser ausgebildet als früher, sie beherrschen in der Regel ihr Handwerk – und die Texte sind besser geschrieben als früher. Man blättere nur einmal in einem Magazin des «Tages-Anzeigers» aus den siebziger Jahren oder in einer NZZ aus den Achtzigern. Das war oft eine Zumutung für den Leser.

Und es geht aufwärts. Die zahlenden Leserinnen und Leser, auf die wir unser Geschäft angesichts der sinkenden Werbeeinnahmen bauen müssen, sie werden mehr, jedenfalls bei den Medien, die auch wirklich einen Mehrwert liefern. Die Gratiskultur, welche die Verleger zu verantworten haben, scheint überwunden. Ja, die Auferstehung des Journalismus, sie ist spürbar.

Es ist deshalb höchste Zeit, dass wir Journalistinnen und Journalisten uns wehren – gegen kurzfristige Sparübungen und gegen wild gewordene Leser in den sogenannten sozialen Netzwerken (was ist daran eigentlich sozial?). Dies können wir aber nur tun, indem wir noch bessere Arbeit leisten. Wir sollten weniger machen, dieses wenige dafür hervorragend. Wovor wir wirklich Angst haben sollten, ist unser eigenes Unvermögen.

## Grenzerfahrung

### Martyrium in Mendrisio



Barbara Hofmann

Nichtchristlich sozialisierte Menschen oder Gläubige anderer Religionen mögen die Idee eines Foltertods als zentrales Element zur Erlösung der Welt verstörend finden. Schon der grosse Theoretiker des Christentums, der Apostel Paulus, schrieb im 1. Korintherbrief über das Kreuz, es sei «den Juden ein Ärgernis, den Heiden eine Torheit». Und für gläubige Christen ist seine Kreuzestheologie ein dauernder Diskussionsgegenstand.

Doch man muss schon sehr hartgesotten sein, um von den opulent inszenierten Osterprozessionen des Südtessiner Städtchens Mendrisio unberührt zu bleiben. Am Gründonnerstag findet dort die Darstellung des Leidenswegs nach Golgatha statt. Jesus schleppt barfuss und mit Dornenkrone das Kreuz durch die Gassen. Ihm folgen die drei Marien, die zwei ebenfalls verurteilten Diebe, Herodes und die Hohepriester, würfelpielende Römer und spottende Hebräer.

Die gut 200 Laienschauspieler – früher durften auch Frauenrollen nur von Männern besetzt sein – tragen wertvolle Kostüme, die 1898 aus dem Fundus der Mailänder Scala erworben wurden. Dieses Jahr musste die Prozession abgebrochen werden, da einset-

zender Hagel den Kostümen zusetzte. Auch rund 50 Pferde gehören zur Entourage. Ihr Hufgeklapper, Fackeln, Fanfarenstösse und Trommeln begleiten den schweren Gang des Gottessohns durch die nur von antiken Leuchtbildern erhellten Gassen.

Bei der Karfreitagsprozession dann wird nach einer Regel aus dem 18. Jahrhundert die Grablegung Christi, das «Enterro», inszeniert. In Begleitung von Kindern, die alte Laternen mit religiösen Motiven mit sich führen, werden Statuen des toten Christus und der Mater Dolorosa sowie Passionsgegenstände durch Mendrisio getragen. Gesänge der Gläubigen untermalen den Zug.

Die Osterprozessionen von Mendrisio werden im 17. Jahrhundert erstmals erwähnt, reichen aber wohl bis ins späte Mittelalter zurück. Der Klerus nutzte damals die Erlebnisbedürftigkeit und die Sehnsucht nach Spiritualität der von harter Arbeit, Krieg und Krankheit gezeichneten Bevölkerung, um ihnen Angst einzujagen und sie gefügig zu machen. Es war Teil einer Missionierung. Gleichzeitig verstärkten die Tessiner Gemeinden ihre religiösen Bestrebungen: Laut dem Historischen Lexikon der Schweiz unterstützte der Rat von Bellinzona auch Klostergründungen und bezahlte wandernde Predigermonche.

Heute fällt den Osterprozessionen noch ein ganz anderer Zweck zu. Sie sollen in die Liste des immateriellen Kulturerbes der Unesco aufgenommen werden – und etwas Werbung für das Tessin machen.

Barbara Hofmann ist Korrespondentin für deutschsprachige Medien im Tessin.